



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Philippi, Adolf: Persönliches über Johannes Grunow

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

das bestimmteste abgelehnt, zuweilen scharf bekämpft. Daß sie dabei so manchen Abonnenten verloren, störte Johannes Grunow niemals; er war sicher, daß er wenigstens ebenso viele neue gewann. Denn er war nicht wesentlich Geschäftsmann, dazu war er viel zu sehr Idealist; er wollte seine Grenzboten, sein Lieblingskind, den Gegenstand seiner unablässigen Sorge und einer unermüdlischen Arbeit, zu einem führenden Organ der nationalen Presse machen, vor allem zu einem Organ unabhängiger Leute, die etwas Selbständiges, Gedachtes und Erlebtes zu sagen hatten.

Nun ist er dahingegangen, vor der Zeit. Den stattlichen, aufrechten Mann, aus dessen blauen Augen unter buschigen Brauen, der hohen freien Stirn und dem aufstrebenden vollen weißen Haar seine ganze energische Persönlichkeit sprach, hat eine tödliche schleichende Krankheit gefällt. Er hat auch gegen sie gekämpft, er wollte sich nicht werfen lassen, er rang auch hier gegen den Strom. Bis in seine letzten Wochen kümmerte er sich um die Gestaltung der Hefte und um manche Einzelheiten; erst der Tod nahm ihm die Leitung aus der Hand. Die Grenzboten sind in den 65 Jahren ihres Bestehens treue Führer und Begleiter der Gebildeten des deutschen Volkes gewesen, und sie werden es auch ferner bleiben. Die Grundlage und die Tendenz sind ihnen gegeben, aber die schließen nicht aus, daß die Grenzboten fernerhin auch Gebieten ihre besondere Aufmerksamkeit zuwenden werden, die bis dahin wegen der überwiegenden Berücksichtigung der politischen und der wirtschaftlichen Fragen manchmal zu kurz gekommen sind.

Otto Kaemmel



Persönliches über Johannes Grunow



er letzte Brief, den ich von unserm vereinigten Freunde erhielt — er war vom 2. März und nach längerer Unterbrechung geschrieben —, hatte folgenden Anfang: „Ich bin sehr krank gewesen, vor allem mutlos und kraftlos; man hat mir so oft gesagt, ich müsse mich schonen und dürfe gewisse Arbeiten nicht mehr tun, daß ich mir schließlich habe sagen müssen, meine Arbeit sei überhaupt überflüssig — selbstverständlich, denn jedes Leben hat sein Ende, einmal reißt der Faden ab, und dann lebt die Menschheit weiter, ohne daß der Einzelne weitem Einfluß auf ihr Wirken hätte. Es ist ganz eigentümlich, wenn man sich diese Dinge klar macht, und ich spüre, wie man aus dem lebendigen Leben herauswelkt, ohne daß dieses in seiner Totalität eine Veränderung erleidet.“ Nicht in seiner Totalität, konnte ich ihm darauf nur antworten, aber in sehr wesentlichen Teilen. Denn soviel war doch klar, daß das Abscheiden dieses außerordentlichen Mannes in seinem Kreise noch lange, lange nachgeföhlt werden mußte.

Eine seltene Begabung machte ihn in gleicher Weise geschickt zu schriftstellerischer Tätigkeit wie zum Gedankenaustausch mit Menschen. Als Geschäftsmann, der er zunächst sein mußte, hatte er zur Lektüre immer nur wenig

zusammenhängende Zeit gehabt, und er fühlte und bezeichnete gern sein Wissen als Stückwerk, aber wer ihn kannte, mußte seine weite, auf lauter selbst-erworbne Kenntniss gegründete Bildung bewundern. Ihm war die Fähigkeit eigen, sich leicht zu orientieren, sich schnell in neue Gegenstände zu finden, und mit den wachsenden Jahren hatte er bei seinem niemals ruhenden Fleiße doch ungeheuer viel gelesen. Ob er zu den Menschen von hervorragendem Gedächtnis gehört hat, weiß ich nicht, er selbst meinte es nicht, aber jedenfalls trug er die Früchte seiner Belesenheit wie sein Taschengeld bei sich; Aufzeichnungen und Sammlungen zu machen, wie wir Büchermenschen pflegen, hatte er sich nie die Zeit gelassen. Eine Schule des Wissens waren ihm mit den Jahren die Grenzbotenmanuskripte geworden, die er zum großen Teile selber las und korrigierte. Mit welcher Sicherheit er hier den einzelnen Sachen gegenüberstand, das war manchmal zum Erstaunen. Es hat ja beinahe alles schon mal in den Grenzboten gestanden, man braucht sich nur daran zu erinnern, meinte er dann bescheiden. Dies mochte hauptsächlich für das weite Gebiet der sozialen und der wirtschaftlichen Fragen gelten, worin er sich als Redakteur an der Hand seiner sachmännisch geschulten Mitarbeiter allmählich heimisch gemacht hatte. Politisch hatte er früh seinen eignen Standpunkt, der sich natürlich mit den Zeitläufen, mit seiner Erfahrung und seiner persönlichen Entwicklung geändert hat, der aber in seiner Festigkeit jeder neuen Situation gegenüber für andre etwas überzeugendes hatte. Die schöne Literatur und die Kunst waren ihm häusliches Gut, Teile seiner menschlichen Bildung. Wie er mit wenig Ausnahmen nur solche Romane oder schönwissenschaftliche Bücher verlegte, die ihm persönlich zusagten, so überwachte er mit seinem Geschmac und seinem Urteil auch diese Art von Beiträgen zu den Grenzboten auf das sorgfältigste; eine übersehene Kleinigkeit konnte ihn nachträglich verdrießen, wenn sie ihm nicht konform schien. Ich habe selbst erlebt, daß er einmal einen ausgedruckten Bogen in einem Roman ganz neu drucken ließ, nur weil darin ein einzigesmal „Buonarotti“ stehn geblieben war. In der bildenden Kunst leitete ihn eine feine, wirklich künstlerische Empfindung, die aber auch sein ganzes Leben durchdrang. Er konnte nichts unordentliches und saloppes leiden, aber auch nichts, was sich präventiös und virtuosenhaft vor-drängte; nur das Einfache und Natürliche war für ihn schön. So war es auch mit seiner eignen Erscheinung, seinen Bewegungen, seiner Art sich zu äußern, und wie er sich kleidete. Man konnte ihn einen Lebenskünstler nennen. Was ihn anzog oder abstieß, sagte ihm sein Gefühl. Gab er andern darüber Rechenschaft, so merkte man, wie er innerlich daran beteiligt war. Er hatte nichts doktrinäres. Sein natürlicher Takt wies ihm den Standpunkt, und seine Gefühlswärme legte jedem seiner theoretischen Urteile einen Grund von Sympathie oder auch Antipathie unter. Wie oft habe ich an Grunow denken müssen, wenn mir das Schillersche Wort einfiel: Ihm gaben die Götter das reine Gemüt, wo die Welt sich, die ewige, spiegelt! Denn ein kindlich reines Gemüt hatte sich diesem männlich starken Charakter gesellt. Bezeichnend für ihn waren gewisse Lieblingsausdrücke in der Schätzung von Erzeugnissen der Literatur und der Kunst. Eine Sache mußte vor allem „gesund“ sein. Damit war durch alles Perverse der modernen Richtungen ein dicker Strich gezogen.

Aber auch das rein „künstlerische“ Tändeln mit inhaltlosen Nichtigkeiten mochte er nicht. Andererseits befriedigte ihn ebensowenig die bloße Absicht, der Wille zum Guten, ohne die künstlerische Wirkung. Dafür hatte er die Rubrik „Schwächlich“, bei der er ganze Gruppen von Schriftstellern unterbrachte. Bei der Verfahrenheit unsrer heutigen sogenannten schönen Literatur war sein fester Geschmack in literarischen Dingen eine wahre Wohltat für die Grenzboten. Sein Kunstgeschmack war für mein persönliches Gefühl zu klassizistisch, womit auch das zusammenhing, daß es ihm für die Grenzboten niemals zuviel werden konnte mit den stark ins Kraut geschossenen Reisebeschreibungen über Stätten antiker Kultur. Aber diese niemals aus dem Konzept zu bringende, warme Verehrung der klassischen Bildung in jederlei Gestalt hatte doch auch etwas ungemein rührendes. Das war die Macht einer großen Idee über ihn. Denn an seine Gymnastikzeit konnte er unmöglich allzuviel freundliche Erinnerungen bewahrt haben, wie ich aus seinen Erzählungen wußte. Er schrieb selbst nicht häufig, und er bedauerte das: er müsse aller acht Tage ein grünes Heft fertig machen, was seine Zeit ganz ausfüllte. Nahm er die Feder in die Hand, so ging es leicht und schnell. Er beherrschte unsre Sprache wie wenige. Alles Wustmannsche Erziehung und etwas guter Wille, pflegte er zu sagen. Aber die Korrektheit tat es nicht allein. Alles, was er schrieb, war von einer natürlichen Anmut, einer ungesuchten Einfachheit und Klarheit. Darin übertraf er nach meinem Gefühl alle seine Mitarbeiter. Man fühlte den Menschen, die ganze Person.

Das machte auch den mündlichen Verkehr mit ihm so ertragreich. Aus jeder Unterhaltung gewann er Belehrung, und er wußte das Gespräch unmerkbar so zu lenken, daß es für ihn fruchtbar wurde. Im größern Kreise verhielt er sich gern zuhörend, und dann war es ein Genuß, die stillredenden Züge dieses schönen Kopfes zu beobachten und der Richtung seiner sinnenden lichtblauen Augen zu folgen, denen doch nichts entging. Trat eine Pause ein, so nahm er eine fremde Äußerung, die sonst wohl hätte verloren gehn können, auf und verhalf ihr zu ihrem Recht, indem er die Unterhaltung daran weiterführte. Diese Kunst habe ich oft an ihm bewundern müssen. Er war kein Unterhaltungstyrann, wollte nicht immer das Wort haben und monologisierte niemals. Ergrieff er aber das Wort, so sprach ein kluger Mann, und in so verbindlicher Weise, daß er einem die Meinung aus der Seele zu nehmen schien. Dieses Gefühl wird mancher gehabt haben, der Gelegenheit hatte, mit ihm zusammenzukommen. Wenn man mit Möser spricht, so fängt man an zu glauben, man wisse etwas und sei etwas, sagte einst Lichtenberg. Bei Grunow war diese Gabe kein bloßes Naturgeschenk, sondern eine Frucht seiner Herzensbildung und seiner Selbsterziehung. Er hatte einen bis zum Eigensinn steigerungsfähigen Willen, und ohne den würde er sicher nicht soviel im Leben geleistet haben, dazu eine lebhaftere, warme, ja kochende Empfindung, aber er wußte sich meisterhaft zusammenzunehmen. Bei heftigen Meinungsdivergenzen konnte er äußerlich ruhig erscheinen, und man mußte ihn schon recht genau kennen, wenn man ihm etwas von innerlicher Erregung anmerken wollte. Ihr höchster Grad gab sich in ganz akuten Fällen darin für den Näherstehenden zu erkennen, daß er stillschwieg.

In allen meinen Lebensabschnitten ist es mir zuteil geworden, einzelne Männer zu finden, die gleich bei den ersten Begegnungen einen Eindruck von solcher Überlegenheit auf mich machten, daß ich mir sagte: Da brauchst du lange, um hinaanzukommen, — und ich habe das Glück gehabt, sie im Laufe der Zeit zu Freunden zu gewinnen. Die meisten waren älter, manche bedeutend älter als ich, und je älter ich selbst geworden bin, desto lauter sagt mir jeder neue Tag, wieviel ich ihnen zu danken habe. Grunow war etwas jünger, und als wir uns kennen lernten, standen wir schon beide in einem Alter, wo man eigentlich keine Freundschaften mehr schließt von der Art, die Menschen innerlich und allseitig verbindet. Wenn sich mein Verhältnis zu ihm dennoch allmählich zu einer alle unsre Lebensinteressen umfassenden geistigen Gemeinschaft ausgebildet hat, so kam das, weil die Sache, die uns zusammenführte, und in die er seine ganze reiche Persönlichkeit gelegt hatte, mir sein Herz schneller öffnete, als es andre Arten des menschlichen Verkehrs gekonnt hätten.

Im Sommer 1894 schickte ich einen kurzen Aufsatz an die Redaktion der Grenzboten, der erst nach einiger Zeit gedruckt wurde. Der zweite trug mir eine Karte des Herausgebers ein, auf die folgenden erhielt ich Briefe mit feinen, ausdrucksvollen Schriftzügen und von einer überraschend individuellen Färbung, und nach Jahresfrist stand plötzlich eines Tages unter der Tür meines Zimmers eine hochgewachsene, männlich schöne Gestalt, kraftvoll, mit weißem Schnurrebart in dem blühend frischen Gesicht, in der ich eher einen Rittergutsbesitzer oder einen Oberst in Zivil vermutet hätte als meinen neu-erworbenen Freund. In den folgenden Jahren habe ich ihn manchemal besucht, zu den wöchentlichen Grenzbotenabenden und in seinem Hause, seinem traulichen Hause, bis er in schwere Krankheit fiel und seinen Wohnsitz auf das Land hinaus verlegen mußte. Zwischen die Besuche legten sich Perioden eines schriftlichen Verkehrs, der immer lebhafter wurde und immer ausführlicher. Von meiner Seite war das natürlich, da es sich dabei meist um Grenzboten-aufsätze handelte; für ihn und seine stark belastete Zeit bedauerte ich diesen Arbeitsaufwand, den ich vergebens einzuschränken suchte. Ich habe während meines ganzen Lebens keiner einzelnen Person einen solchen Schatz von anregenden und fördernden Mitteilungen zu verdanken gehabt. Wir verstanden uns mit der Zeit in allem, und ich wußte gewöhnlich schon im voraus, was er auf eine einzelne Frage sagen würde. Für mich hatte dieses Verhältnis der Übereinstimmung den Vorteil, daß ich mir alles, was ich für die Grenzboten schrieb, als an seine Person gerichtet denken konnte; ich durfte niederschreiben, was mir in die Gedanken kam, denn ich wußte, daß er, was nicht nach seinem Sinne war, zu ändern oder zu unterdrücken verstehen würde. Bedenkt man, mit wie vielen er auf ähnliche Weise verkehren mußte, so steht man wie vor einem Wunder vor solcher Arbeitskraft und geistiger Beweglichkeit. Einem Wunder, das sich auch wirksam erwies!

Er inspirierte seine alten Mitarbeiter und zog neue an sich. Er hielt die zahlreichen Fäden in seiner Hand und stellte eine Einheitlichkeit her, aus der nur selten Dissonanzen hervorlangen. Riß dann ein Faden, und er ließ sich nicht wieder anknüpfen, so konnte das eben nicht anders sein. Von diesem

Auf und Ab seiner Tätigkeit hat er selbst einigemal Rechenschaft gegeben, am nachdrücklichsten im ersten Heft des vierten Quartals von 1891 („Fünzig Jahre!“). Da werden Personen (Gustav Freytag, Julian Schmidt usw.) und Dinge berührt, namentlich Zustände der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts aufgeklärt, die jetzt nur noch wenigen bekannt sind, und die in der legendarischen Beleuchtung von heute wesentlich anders erscheinen, und man kann auch zwischen den Zeilen lesen, was Grunow aus seiner Zeitschrift gemacht hat. Vielleicht nimmt der eine oder der andre, der über die spätern Grenzboten Urteile hörte und weitergab, ohne die frühern zu kennen, einmal das höchst interessante Heft in die Hand. Ich wollte nur von Grunow reden und nicht von den Grenzboten, deren Weg fest vorgezeichnet ist, aber dieser Hinweis schien mir notwendig, nachdem sich das Grab über ihm geschlossen hat. Ich wollte um den Freund klagen, den mir unerseßlichen, der nun vor mir hingegangen ist.

Dresden

Adolf Philipp



Erinnerungen an Johannes Grunow



Im März 1889 schickte ich eine kurze pädagogische Betrachtung an die Redaktion der Grenzboten. Nach ein paar Tagen kam die Korrektur und eine Karte von Grunow: Ich sei der geborne Grenzbotenmitarbeiter und möge nur mehr schicken. Was er mir von da an gewesen ist, habe ich im zweiten Teile meiner Lebenserinnerungen (S. 171) kurz angedeutet; jetzt wo er uns verlassen hat, verpflichtet mich die Dankbarkeit und drängt mich das Herz, es etwas ausführlicher zu sagen.

Die erste Karte habe ich oft und lange angeschaut, nicht bloß, weil sie mir eine hoffnungschwere frohe Botschaft brachte, sondern auch, weil mich die Schriftzüge erfreuten: langgezogene feine Haarstriche, kräftige, kurze steile Grundstriche, ein edler Schwung sagten mir: das ist ein klarer, fester, zuverlässiger Mann, und dabei ein Mann, der das Schöne liebt. Der lebhafteste Verkehr, der sich zwischen uns entspann, hat diesen ersten Eindruck vollauf bestätigt. Häufige persönliche Berührung war leider ausgeschlossen, weniger durch die Entfernung, denn ich hätte, oft und freundlich eingeladen, jedes Jahr wochenlang in seinem gastlichen Hause weilen können, als durch meine Schwerhörigkeit. Diese hinderte, daß es zu einer fließenden Unterhaltung kam, und da ein Schwerhöriger überhaupt nur mit einer unmittelbar neben ihm sitzenden Person sprechen, nie in das Gespräch einer Tafelrunde eingreifen kann, so konnte auch die Teilnahme an den Mittwochssitzungen der Leipziger Grenzbotenmänner im Thüringer Hof, so interessant sie für mich war, weder mir noch den andern eine Frucht bringen. Darum habe ich nur sechs kurze Besuche, den letzten 1902, gemacht, Grunow von Angesicht zu Angesicht als den kennen gelernt, den mir schon seine Briefe gemalt hatten, und mich seiner vortrefflichen Gattin, seiner lebenswürdigen Kinder, seines gemüthlichen Heims erfreut, auch seine Schwiegereltern kennen gelernt und die Bekanntschaft mit ihnen, namentlich mit der gemüthvollen, dichterisch schaffenden Frau Kraus bis zu ihrem Tode brieflich gepflegt.